



LIEBESTÖTER

KUSS

Nr. 5/o6



Herzstillstand

Text: Andrea Keller // kelleand@zhwin.ch

Nach dem zweiten Stück Schwedentorte sammelt sich der Zuckerguss auf deiner Zunge. Du flötest der violetthaarigen Schönheit vis-à-vis von dir honigsüsse Worte entgegen, erzählst ihr deine wahrsten Lügengeschichten. Sie scheint beeindruckt, lächelt artig. Der Anblick ihrer feuchten, faltigen, kirschroten Lippen raubt dir vollends den Verstand - deine Gefühle geraten ausser Rand und Band und du gestehst ihr deine Liebe. Sie beugt sich umständlich zu dir vor, kommt langsam näher und näher. Versteht sie dich, blinzelt du ins perlenbehängte Dekolleté und freust dich diebisch auf ihren weichen Kuss und all das, was daraufhin folgen wird. Sie aber denkt nicht mal im Traum daran, zart mit dir zu schmusen, und in der harten Realität spuckt dir die pensionierte Barbiepuppe hellwach und unsacht einen grosszügigen Schuss Zynismus ins Ohr. Staubtrocken flüstert sie deine liebevollen, liebsten Worte zu Brei: „Aber Peter... Ich, Sie und Ihr Katheter, wie soll denn das funktionieren?“

Es ist drei Uhr nachmittags, und du und Barbie, ihr beide spielt in der gottverlassenen Kaffeecke eures Seniorenheims Himmel und Hölle auf Erden. Das attraktive Gegenüber hast du in der Maltherapie kennen gelernt und bei der dritten Einladung zu Kaffee und Kuchen hat sie schliesslich und endlich Ja gesagt. Weil sie deine Bilder irgendwie „interessant“ fand und aus Mitleid mit dir - aber das weisst du nicht. Und während du tapfer und hartnäckig auf Wolke sieben sitzen bleibst, von der Kraft der zwei Herzen, deiner gesunden Lunge, der flinken Zunge und deinen erstaunlichen Ersparnissen sprichst, verliert sie allmählich die Geduld. Der Funke springt nun mal nicht über - und das einzige, was hier lodert, ist ein hitziges Fegefeuer. Sie schürt es für dich, arschkalt. Bei soviel liebloser Distanz und Ignoranz deiner Gefühle wird dir irgendwann und irgendwie doch ganz anders und die spöttischen Blicke der archaischen Weiber am Nebentisch bringen dich schliesslich zu Fall.

Du bist am Boden, bist zerstört, bist ein armes Schwein und suhlst dich in Selbstmitleid und Nos-

talgie. Als du noch jung, prosper und Filialleiter im LVZ warst, da hast du sie alle bekommen, die Frauen, ja, alle-alle-alle hast du bekommen, selber aber kaum je ein Beben in der Magengegend verspürt. Doch was du hier und bei ihr verspürst, das ist kein leichtes Beben. Was du hier und bei ihr in deinem Körper verspürst, ist eine Vibration, wie sie die Seismologen dieser Welt noch nicht gemessen haben. Die gereifte Traumfrau bringt dich Urgestein zum Erzittern - deine tobenden Hormone aber richten sich fies gegen dich, vernichten dich innerlich. Die Puppe will dich nicht. Sagt sie dir klar und klipp und bittet dich daraufhin, künftig und gefälligst der Maltherapie fernzubleiben: „Das ist auch besser für Sie, Peter, sonst sehe ich mich leider gezwungen, Ihre Anzüglichkeiten zu melden.“ Mit dieser Drohung entzieht sie deiner Welt die Farben, schlägt dir die verbale Keule mitten ins Gesicht. Natürlich, Brillenträger verkloppt man nicht, doch ihr ist das schlicht schnurzegal. Barbie mag Ken und Ken kann Jassen. Du aber bist kein Ass, spielst bloss Bingo und gewinnst auch da nie. Die Herzdame zerschlägt deine rosarote Scheibe in tausend Stücke. Was übrig bleibt, ist ein trostloser Scherbenhaufen, ein Mosaik in dunkelstem Schwarz. Jetzt fühlst du sie kurz, diese pochenden, quälenden Schmerzen im gebrochenen Herzen; dann steht es still.



Text und Illustration: Jenny Rothenfluh // rothenfluh@spezialmaterial.ch

S
FILM. STÖHN.
KULT.
WERT.
ZERFALL.
UND NEUBEGINN.
KUSS[®] II

Vormerken:

2. September 2010,

Im Seefeld-Razzia, Seefeldstr. 82

– 8008 Zürich, ab 20 Uhr

Das KUSSmagazin

erzählt die Geschichte des Razzias.

An Ort und Stelle

und
frei von der Wand.

Alles Anfang waren die 1920er-Jahre:

Nach der entbehrungsreichen Kriegszeit hatten auch die Zürcherinnen und Zürcher Nachholbedarf. Man sehnte sich nach Luxus, suchte Genuss und entdeckte nicht nur den Staubsauger und das Grammophon für den Hausgebrauch, sondern auch das Kino als Freizeitelement. Der Architekt Wilhelm Pfister-Picault setzte letzterem ein historisches Denkmal. An der Seefeldstrasse 82 eröffnete am 18. Oktober 1922 das «Kinematographische Theater Seefeld». Das Programm des Abends: die Filme «Margot» (Tragikomödie in 6 Akten) und «An der Wiege des Christentums», ein Reisefilm aus Ägypten und Palästina, sowie «Fatty». Noch lebten, liebten und litten die Leinwandgrössen tonlos, das Hausorchester «Giovanni Aversano» verwöhnte die Ohren mit passendem Klingklang. Eine neue Stätte der Kunst und der Sinneserfahrung war im Zürcher Stadtkreis 8 geboren – feudal errichtet, in Form eines griechischen Tempels und mit prachtvollen Innenmalereien. →



D

as «Kinematographische Theater Seefeld» wechselte in den vergangenen 90 Jahren mehrere Male Besitzer, Betreiber, Programm und Namen. Heute bietet das «Seefeld-Razzia» nicht nur Film, sondern auch Feste, Konzerte und Fashion-Shows. Doch die Kulturtage sind gezählt. Im Sommer 2011 wird das Gebäude einer umfassenden Restaurierung unterzogen. Ab 2013 wird gegrillt und gegessen, wo Chaplin wortlos Witze riss, Pink Floyd aus allen Boxen dröhnte, 1980er-Jahre-Pornostars ungehemmt stöhnten. Wo Kunst in dunkler Vergessenheit dem Zeitgeist trotzte, ein junger Macher grosse Erfolge verbuchte – und doch Dekaden lang alles zum Schandfleck verkam. Bevor die bewegte Kulturära im «Razzia» abschliesst und eine kulinarische beginnt, wollen wir mit «Stumm. Film. Stöhn. Kult. Wert. Zerfall – und Neubeginn» erinnern: an Höhepunkte und Bruchlandungen, ans Glamouröse, Pompöse, Verrückte, Verfluchte, Verfluchte eines Gebäudes von überregionalem Wert und persönlicher Bedeutung. Denn hinter der Radikalzusammenfassung im Titel verbergen sich Geschichten, die Menschen geprägt – und Menschen, die Geschichte(n) geschrieben haben.

ERINNERUNGEN FINDEN NICHT NUR IN DIESER ZEITUNG PLATZ, SONDERN AB DEM 2. SEPTEMBER 2010 AUCH DIREKT AUF DEN INNENWÄNDEN DES «SEEFELD-RAZZIAS».

WEITERE INFORMATIONEN ZUR VERNISSAGE:
www.seefeld-razzia.ch

WIR WÜNSCHEN GUTE UNTERHALTUNG.

DAS KUSSMAGAZIN

1983

Die Eigentümer (Erbengemeinschaft) des Kino 8 reicht ein Baugesuch für einen fünfstöckigen Neubau ein, die Villa Mainau soll ausgehöhlt werden. Die Baubewilligungsbehörde lehnt das Gesuch ab, da ein Neubau auf die neue Baulinie 10 zurückgesetzt werden müsste. Sie bietet aber an, das Projekt zu bewilligen, falls die Fassade des Kinos bis zur Baulinie erhalten wird. Dies entspricht der Unterschutzstellungspraxis von Hugo Fahrner, Chef des Bauamt II, nur Fassaden unter Schutz zu stellen.

1984

Das modifizierte Projekt wird von der Baupolizei unter der erwähnten Bedingung bewilligt. Der Zürcherischen Vereinigung für Heimatschutz geht diese Forderung zu wenig weit. Sie erhebt Einspruch gegen das Projekt.

1986

Das Razzia und die Villa Mainau werden im städtischen Inventar der Denkmalschutzobjekte aufgelistet, sind aber noch nicht geschützt.

1986 Mai

Ursula Koch übernimmt das Bauamt II von Hugo Fahrner.

1986 August

Das Kino wird als «Kino Razzia» neu eröffnet. Leiter ist Jürg Judin.

Kino Hollywood wird Kino Razzia

Auf eine Gratwanderung begibt sich Jungunternehmer M. Judin: Am 1. August lässt er in den frisch herausgeputzten Räumlichkeiten des einstigen Kinos Hollywood (vormals Sexkino 8, vormals Kino 8, vormals Kino Seefeld) anspruchsvolle und unterhaltsame Filme über die Leinwand des jetzt Kino Razzia genannten Lichtspieltheaters flimmern. (...) Nach Judins Vorstellungen soll das neue Kino ein Lichtspieltheater nach alter Vater Site sein: Ein Ort zum Bleiben, eine gemütliche Unterhaltungsstätte. Und kein «Abfütterungsbetrieb».

Quelle: Tages-Anzeiger Nr. 174, 30.07.1986

1987 Juni

Das Razzia setzt in 10 Monaten 600'000 Franken um und erzielt einen Gewinn von 100'000 Franken.



KULT & WERT

Vergesst Hollywood! - Traumfabrik «Razzia»

VON ANDREA KELLER

Es raschelte. Buchstaben zogen an mir vorbei, sie flogen in Schwärmen und zu Tuten und Texten formiert um Bilder. Ich befand mich mitten im Bilderwald. Einem Blätterwald aus alten, kopierten Zeitungsberichten aus dem Zürcher Stadtschreib. Und da begegnete mir Jürg Judin zum ersten Mal. Unheimlich blickte mir das «Filmwunderkind» der späten 1980er-Jahre aus der «Neumünster-Post» entgegen, mit kurz geschnittenem Lockenkopf, dunklem Jacket – und etwas zu erstem Blick für sein jugendliches Gesicht. Im Hintergrund das Lichtspieltheatergebäude von Pissier-Picault. Die Bildlegende: **Jürg Judin: «In einer durchschnittlichen Arbeitswoche liegen locker siebzig Stunden herum-bügeln drin.»** Und das im zarten, post-pubertären Alter von knapp über 20! Jürg Judin machte das 1986 gefloppte Kino «Hollywood» zum «Razzia» – und somit zur eigentlichen Traumfabrik im Seefeld. Im Blätterwald münkelte die Journalisten von Menschentrauben vor dem Gebäudeeingang, gar von eingeklinkten Scheiben bei der Kinokasse. Grund für den Ansturm soll mal ein Werbefilm gewesen sein, mal «Matter of Hearts», ein Dokumentarfilm über C.G. Jung. Das Razzia war an sich eine Herzensangelegenheit, alles andere als Mainstream, soviel ist klar. Es war Kult – und brachte neue Leben in ein Quartier, bei dem die Bevölkerung lange Zeit über rot sah. Ein tiefesündiges Rot sogar! Denn das heute so chine Seefeld war einst der Ort, an dem der Freier auf fast Food-Liebe laurten. Und eiligt fundig wurden.

«Zu Beginn der Razzia-Zeit kam es immer mal wieder vor, dass eine Prostituierte bei uns Zuflucht suchte, sich rasch aufwärmen oder Schokolade kaufen wollte,» erinnert sich Judin. Doch bevor er sich mir gegenüber erinnern konnte, musste er gefunden werden. Und das war gar nicht so einfach. **«Der Judin, der soll jetzt irgendwo in einer Tankstelle in Berlin wohnen.»** verriet mir mir, als ich mich nach seinem Verbleiben erkundigte. Und die Google-Recherche bestätigte tatsächlich über «Hauch of Visions» in der Engze zur gleichnamigen Galerie in Berlin bis zu einer 1950er Shell-Tankstelle. Letztere befindet sich im Schöneberger Schmuddelquartier, dessen Geräuschkulisse im Bann der ratternden Hochbahn und dem Hupen und Motorengebrüll vorbeifahrender Autos steht.

Heute ist der ehemalige Razzia-Betreiber also **«Kder, der in der Tanke wohnt.»** Und wir reden hier nicht von irgendeinem zerfallenen Zeiteugenbau, der nach Berlin münkt, keineswegs, sondern von modernster, durchgestylter Nostalgie. Mit seinem Zubehör hat es Judin mitunter in die New York Times und diverse Architekturmagazine geschafft. Aber das ist eine andere Geschichte. Hier flogen bin ich schliesslich wegen dem Razzia. Und während sich vor mir auf Knopfdruck eine Mauer öffnet, ich in Shell-Rot zu träumen beginne, stöckle ich über eine kleine Brücke und schaue in klares Wasser links und rechts von mir. Mein Blick begegnet fragenden Goldfischchen. Was ich hier zu suchen hab? Ich suche nach Erklärungen, beheimate in meinen Geruchswindungen noch Fragen, die in rund 800 Kilometer Entfernung von hier aufgetaucht sind – und beantwortet sein wollen. Die allererste: «Wie kam es damals so jungler Kerl überhaupt dazu, die Zürcher Kinowelt auf den Kopf zu stellen?»

Judin lacht. Er scheint sich auf die Reise in die Vergangenheit wahrlich zu freuen, hat die Gedanken gepackt und redet uns den Vorgesangenssofa aus zurück in die 1980er-Jahre der Limmatstadt. **«Im Grunde begann alles damit, dass ich mir während der Kanti-Zeit als Glacier im Apollo mein Sackgeld verdiente. Irgendwann mauserte ich mich dann zum ersten, männlichen Kino-Kassier in Zürich und sass somit direkt an der Geruchtequelle.»** Eines Tages erfuhr er dann, dass der Betreiber des Kinos «Hollywood» seine Rechnungen nicht mehr bezahlen konnte. **«Dessen Scheitern war von Beginn weg vorprogrammiert. Denn der Betreiber, das war ein ehemaliger Gemüsehändler aus dem Aargau, der aus dem Pornokino 8 ein Familienkino machen wollte. An und für sich schon ein gewagtes Unterfangen. Was hinzu kam, war: Er bekam keine Filme! Zur damaligen Zeit war das Kino- und Filmverleihgeschäft in festen Händen. Man konnte nicht einfach kommen und mitmachen.»**

Judin erzählt von einem eisernen Kartell, einer Altmännergruppe, die einst Pioniergeist hatte und deren Mitglieder nun schon seit Jahrzehnten mit der jeweiligen linken Hand den Machthebel fest umkrallt hielten, mit der rechten schwere Zigarren rauchten. Und obwohl er das wusste und sich ausrechnen konnte, dass sie auch

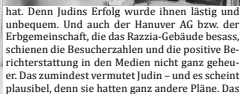


für seine Pläne nur ein mildes Lächeln übrig haben und ihn kaum unterstützen würden, wollte er es wagen. Zusammen mit dem Künstler Sergio Galbi und Sonya Fricker, einer langjährigen Mitarbeiterin der Ascot-Kinobetreiber, schmiedete Judin **«One»**. Und man grubelte in Promille-halbe Tunde über einen passenden Namen nach.

«Zuerst wollte wir das Kino, «Aasgeier» nennen,» erzählt Judin. Weil die Kinowelt mit ihrem Programm in den Zeiten alphabetisch aufgelistet werden – und man so sicher an erster Stelle gestanden hätte. **«Aber dann entschieden wir uns doch für, «Razzia»! Weil sich der Name gut einprägen lässt – und weil, «Razzia» zu den 1980ern passte, schliesslich waren das die Zeiten der Zürcher Jugendunruhen und Krawalle.»**

Aufbruch lag in der Luft. Vor dem Opernhaus wurde demonstriert, in der Strasse gekämpft, im See nackt geschwommen. Die Jungen von damals waren halt «lieber blut als kaputt». Es war an der Zeit für Neuerungen. Und auch das Gebäude an der Seefeldstrasse 82 brauchte ganz dringend einen Tapetenwechsel. **«Ich habe mir von meinen Eltern 20'000 Franken für die Renovierung geliehen, das reichte nicht weit, aber immerhin: ein Make-up war möglich.»** Konkret hiess das: Dem langen, hässlichen, dunklen Foyer mit seinen Teppichwänden wurde auf den Leib gerückt, man wählte Pastellfarben, organisierte Messing-Schulskisten aus dem damaligen Kino Forum, machte sich mit ein paar Hippies an die Arbeit und verschönerte in den Nachtaktionen die Fassade. Sergio Galbi trug seinen Teil dazu bei, auch mit dem Schriftzug des Razzias. **«Und als das Ganze kurz vor der Eröffnung stand, verschwand Sonya Fricker der Liebe wegen auf einer Insel. Entsprechend stand ich plötzlich alleine da. Aber ein Zurück, das gab es nicht.»**

Das Razzia eröffnete im August 1986 mit den Filmen «King of Comedy» und «Mean Streets», zwei älteren Filmen von Martin Scorsese. Man verkaufte als erstes Kino frische Mövenpick-Glaciés, was im Grunde im stark regulierten Zürich illegal war, so längst das klingen mag. Und Judin startete seine Erfolgsgeschichte. **«Wir haben wirklich viel Glück gehabt,»** sagt er. Und erzählt vom Filmklub, der sich den Namen am Razzia gefressen hat, zum Freund und Befürworter wurde, vom unterstützenden Filmverleih UIP und Donald Keusch von Kaktus-Film, von begeisterter Kritik von viel Tragkraft seitens des Quartiers. Irgendwann konnten wir auch wieder der auf die alte Männergruppe zu sprechen, die in Zürichs Kino- und Filmfeldern das Sagen hatte. Und darauf, dass sich deren mildes Lächeln über das «Kino», das in das Seefeld irgendwas machen will, wohl irgendwam zur Grimasse verzogen



hat. Denn Judins Erfolg wurde ihnen lästig und unbequem. Und auch der Hanover AG bzw. der Erbgemeinschaft, die das Razzia-Gebäude besass, schienen die Besucherzahlen und die positive Berichterstattung in den Medien nicht ganz geheuer. Das zumindest vermutet Judin – und es scheint plausibel, denn sie hatten ganz andere Pläne. Das eigentliche «Abbruchschicksal» (inklusive Villa Mainau) sollte einen Wohn- und Geschäftshaus weichen. Eines unschönen Tages hatte Judin also die Kündigung des Vertrages auf dem Tisch. Und dann passierte, was alles verändert hat. Nachdem Judin vergebens um den Erhalt des Razzias gekämpft hatte, griff er zu ganz anderem und wörtlichem Werkzeug. Denn vor Jahren war ihm ein Zeitungsartikel über die Eröffnung des Razzias in die Hände geraten, bei dem von Malereien die Rede war. **«Ich dachte mir, wenn diese Malereien überhaupt noch existieren, dann sind sie hinter der Täfierung versteckt, fristen ihr Dasein irgendwo im Dunkeln und sind im Verlaufe der Jahre in Vergessenheit geraten. Also ergriff ich am allerletzten Abend meiner Razzia-Zeit die Gelegenheit und begann, dort ein Loch in die Wand zu schlagen, wo ich die Bilder aufgründ des Artikels vermutete.»**

Und siehe da: Er hatte recht. Im Licht einer Taschenlampe konnte man Fragmente erkennen. Es folgten die «Aahs» und «Oohs». Und Judin schmunzelte leicht, lehnt sich auf der Couch zurück. Sein Gesichtsausdruck ist der eines Lausbuben. Er hatte die Werke von Otto Haberer wiederentdeckt. Das war im April 1989. In der Folge wurden die Bilder freigelegt und mit der Bestandesaufnahme durch 1989 den Denkmalschutz unter Schutz gestellt.

Fürs Razzia begann eine neue Ära, paradoxerweise eine Ära des Zerfalls, denn Judin musste trotzdem gehen. Die Türen schlossen sich. Für beinahe zwei Jahrzehnte herrschte Planlosigkeit und – das Gebäude bröckelte als «Schandfleck» vor sich hin, an den Gemäuer nagte der Zahn der Zeit. Zermürbend wars, dabei zuzusehen. Und zeitweise gar gefährlich, dran vorbeizugehen. Judin hat noch jahrelang gegenüber in einer Wohnung gewohnt, jeweils oben, wenn er in Zürich war.

«Natürlich hat es weh getan,» sagt er. **«Denn zerfall zuzusehen, aber ich musste loslassen und meinen Weg weitergehen,»** sagt er. Das Jurastudium hatte er längst abgebrochen, zu gross sei der Sog des Razzias gewesen, sein Weg führte ihn entsprechend nicht zurück an die Uni, sondern zu fünf weiteren Kinos, zur Produktion und dem Verleih von Filmen, Dreharbeiten in Berlin. Zurück in der Schweiz wäre er kein Neues, wurde Immobilienentwickler, baute Galerien und betrieb sie auch. Und irgendwann lockte ihn doch wieder Berlin – und die Shell-Tankstelle, in der wir uns beim Gespräch gegenüber sitzen. |

Fast wäre aus dem Razzia eine Garage geworden

VON JEROME M. WEBER

Im Jahr, als in Berlin die Mauer fiel, fielen auch hinter einer braunen Abblätterung Wand- und Deckenmalereien aus den 1920er Jahren. Ohne diese Malereien wäre aus dem einstigen Stummfilmkino wohl der Verkaufsladen einer Autogare geworden.

Blenden wir zurück ins Jahr 1985: Lediglich die imposante Aussenfassade stand damals unter Denkmalschutz. Den Eigentümern lag eine Baubewilligung für einen Neubau vor. Seit Ende der 1970er Jahren wechselten die Besitzer und die Kinomaten fast so häufig wie die Filme. Das Kino Seefeld wurde zum Kino 8. Als die Strassenprostitution ins Seefeld drang, passte das nun genannte Eroskino 8 die Programmation entsprechend an. Selbst die mächtige Kino-Theater AG (heute KITAG), welche damals zum Verlagshaus Jean-Frey gehörte, konnte den Niedergang nicht stoppen. Das Konzept des Kinos Hollywood mit einem kunterbunten Mix aus Donald Ducks Geburtstagsparty und zweideutigen Kommerzfilmen ging im Frühjahr 1986 ebenfalls in Konkurs. Da diverse nachbarschaftliche Reklame einen Baubeginn weiter verzögerten, wollten die damaligen Eigentümer ein, den Saal erneut zu vermieten.

Der damals erst 22-jährige Jürg Judin eröffnete im August 1986 das Kino Razzia. Eine Eigenart der Mietvereinbarung war, dass der Vertrag jeweils auf nur zwei Monate kündbar war. Nach Startschwierigkeiten machte er das Razzia mit Filmen wie «Das alte Ladak», «Hamjia», «Distant Voices, still lives» oder «Matter of Hearts» zu einem Treffpunkt für Cineasten. Das Razzia feierte Erfolge, während andere Kinos massiven Besucherschwund zu beklagen hatten. Es feierte Grosserfolge, als renommierte Häuser wie das Apollo am Staufferloch oder das Astoria bei der Bahnhofstrasse wegen Unrentabilität ihre Tore schliessen mussten. Trotz steigenden Besucherzahlen drohten nach nur vier Abbruchpläne.

Im April 1989 schien das Schicksal besiegelt: Das Razzia wurde geschlossen. Eine revidierte Baubewilligung sah vor, dass bis auf die Hauptfassade an der Seefeldstrasse der ganze Kinosaal hätte abgebrochen werden sollen. Da hinter wäre ein Neubau entstanden, welcher unter anderem das Ladenlokal einer Autogare beinhaltet hätte. Die Denkmalfolie entfernte nun die Täfierungen und stieß auf die originale Ausstattung von 1922. Im April 1990 verkündete Bauvorsteherin Ursula Koch, der Stadtrat hätte das Kino Razzia integral unter Denkmalschutz gestellt, da wertvolle Wand- und Deckenmalereien aus der Stummfilmezeit zum Vorschein gekommen wären. Von dessen Existenz hätte man 1985, zum Zeitpunkt der ersten Baubewilligung, noch keine Kenntnis gehabt. |

INNERE IEN

RUSS

AUSGABE Nr. 13 | 2013

HERAUSGEBER

Paolo Monaco, Andrea Keller, Sabine Schweizer

.•.

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,
man muss die Dinge
beim Wort nehmen: **INNEREIE**

Man muss sich das Wort auf der Zunge
zergehen lassen:

I-N-N-E-R-E-I-E-N

Schmecken Sie es? Da ist schon was dran bzw. steckt schon was drin: Da geht's um die Wurst und um viel, noch viel mehr. In diesem Buch tischen wir jedenfalls reichhaltig auf: Texte von über zwanzig Autorinnen und Autoren, renommierten sowie unbekannten, Bildbeiträge von nationalen und internationalen Kunstschaffenden und einen Inhalt, der – in fünf Kapiteln – unter die Haut, hin zur Seele, mitten ins Herz, dann durch den Magen geht... Und wenn wir da durch sind, werden Sie sehen, gerät das Innerste ausser sich.

Um was geht's hier konkret? Nun, Sie werden von der Ärztin **Brida von Castelberg** erfahren, wie schön unsere Innereien glänzen – und von Pfarrer **Ernst-Sieber** lesen, dass der Mensch nicht nur Fleisch sondern auch eine Seele ist. Sie werden ausserdem Sex haben, freuen Sie sich: Die Dramatikerin **Katja Brunner** nimmt Sie u.a. mit in einen Bumsschuppen, Autor **Bruno Bötschi** geht ans Herz, Künstler **Alex Zwalen** malt letzteres im Manne, Tausendsassa **Silvio R. Baviera** führt sie zum Wesen der Eingeweide. Sie sind eingeladen, über den Tod nachzudenken, über Spiritualität, Sinn, Egoismus und Einhörner, die den Geist befreien. **Jürg Burkhart** erklärt Ihnen, was es mit Innereien historisch und philosophisch auf sich hat. **Daniela Chemelli** kocht Milke mit Köpfchen, was die Fotografin **Mirjam Graf** auch gleich abbildert. Wort-Artist **Simon Chen** hingegen empfiehlt «Klare Brühe mit Krötenklöte», Schriftstellerin **Tanja Kummer** versaut ein Rendez-Vous mit inneren Zwängen. Und, und, und... Das sind nur einige Beispiele. Da gibt's noch ganz anderes.

Was Sie in Händen halten, liebe Leserin, lieber Leser, ist ein wildes, introspektives Potpourri – und ausserdem die **13. Ausgabe des KUSSmagazins**. Das KUSS, müssen Sie wissen, versteht sich als Plattform für Schreiberlinge und Gestalter und realisiert schon seit Jahren Publikationen: Liebhaber-Printprodukte, bei der keine Ausgabe der anderen gleicht. Mit **INNEREIE** haben wir nun unser erstes Buch herausgegeben – was nicht möglich gewesen wäre, ohne die grosszügige Unterstützung aller Beteiligten und zahlreicher Sympathisanten, die den Druck mittels Crowdfunding mitfinanziert und so überhaupt erst möglich gemacht haben. Ein Dankeschön geht natürlich auch ganz direkt an Sie – ob Sie das Ding nun gekauft, geschenkt bekommen, auf einer Toilette gefunden oder leihweise aus irgendeinem Regal geklaut haben... Wenn Sie sich jetzt dann gleich reinstürzen, machen Sie uns damit eine grosse Freude.

Also schlagen Sie die **INNEREIE** auf, blättern Sie weiter, gehen Sie rein, runter, tief.

Wir wünschen beste Unterhaltung.

KUSS
Paolo Monaco, Andrea Keller, Sabine Schweizer

es geht unter die Haut

- K A P I T E L 1 -

"DER EILEITER SPIELT SO MIT SEINEN 'FRÄNSELI', DAS IST VERRÜCKT SCHÖN"

IHRE MARKENZEICHEN SIND DIE ALARMROTEN LIPPEN, FAST "FÜNFLIBER-GROSSE" AUGEN, MARKANTE OHRRINGE, MILLIMETERKURZE HAARE UND DIE ANGEWOHNHEIT, ERFRISCHEND DIREKT ZU SEIN: ALL DAS HAT BRIDA VON CASTELBERG AUCH ZUM TREFFEN IM CAFÉ ODEON IN ZÜRICH MITGEBRACHT. DIE EHEMALIGE LEITERIN DER FRAUENKLINIK AM TRIEMLI IST SEIT HERBST 2012 PENSIONIERT, WIRD ABER NIE VERGESSEN, WIE SCHÖN UNSERE INNEREINEN GLÄNZEN. EIN GESPRÄCH ÜBER GEDÄRME, DAS LEBEN UND DEN TOD.

BRIDA VON CASTELBERG, SIE SIND IHREN PATIENTINNEN VON BERUFES WEGEN UNTER DIE HAUT GEGANGEN.

Das kann man so sagen. Während meiner Operationen sah ich ins Innere der Patientinnen. Unsere Eingeweide sind faszinierend, an sie denkt nur keiner, der gesund ist. Aber ich liebe dieses Schlauchsystem mit all den Arterien und Venen und das Lymphsystem. Und dann in der Mitte diese Pumpe, das Herz. Meines tut mir manchmal sehr leid. Heute zwar weniger als früher, heute habe ich kein so wildes Leben mehr. Aber früher war das schon exzessiv und wenn ich dann endlich mal ins Bett kam, musste das Herz einfach weiterarbeiten. Das ist doch irgendwie brutal.

BRUTAL, EXZESSIV?

Ich habe wahnsinnig viel gearbeitet und fand, wer wahnsinnig viel arbeitet, der muss auch wahnsinnig viel Freizeit haben, sonst gerät das Ganze aus der Balance. Die Konsequenz war dann natürlich, dass ich viel zu wenig geschlafen hab. Ich hätte das «Chrampfen» aber garantiert nicht derart lustig gefunden, hätte es nicht auch diese Gegenwelt gegeben. Man muss doch auch mal auf den Putz hauen können. Es gibt eine Welt ausserhalb des Spitals, das darf man als Arzt oder Ärztin nicht vergessen, eine Welt mit guten Gesprächen beim Znacht mit Freunden, zum Beispiel, eine Welt mit Kinos, Theater, mit Kunst.

IST DER KÖRPER FÜR SIE EIGENTLICH AUCH EIN KUNSTWERK?

Das kommt natürlich darauf an, wie man Kunst definiert, aber ich glaube, so toll wie der menschliche Körper kann kein Kunstwerk sein. Ein Kunstwerk hat doch immer irgendwelche Mängel, beim menschlichen Körper gibt es eigentlich nur ein Defizit: Wir können nicht fliegen (lacht).

DER KÖRPER IST ALSO BESSER ALS JEDE KUNST?

Das denke ich, ja. Und ich betrachte den Körper auch nicht, wie ich Kunst betrachte. Kunst weist uns ja immer auf etwas Spezielles hin, das tut der Körper nicht. Der ist einfach schön an sich, eben auch drinnen. Ich finde es übrigens schrecklich, dass die meisten Menschen nicht wissen, wie es in ihrem Inneren aussieht. Das ist doch absurd: Man zupft sich die Brauen und schminkt sich die Wimpern und färbt sich jedes Härchen einzeln, und ein ganz wesentlicher Teil des Körpers wird ignoriert. Viele wissen ja nicht mal, wie viele Nieren sie haben. →

INTERVIEW: ANDREA KELLER

**WIESO SIND DEN LEUTEN IHRE NIEREN
GRUNDSÄTZLICH WURST?**

Weil wir zu oberflächlich sind und alles Äussere viel wichtiger ist, könnte ich mir vorstellen. Andererseits gibt es doch diesen Typen, der die Menschen in Scheiben schneidet, die dann in Plexiglas giesst und ausstellt. Seine Werke erhalten viel Aufmerksamkeit; also gibt es ganz offensichtlich doch ein Bedürfnis, das Innere zu betrachten. Wobei der Ausstellungs-Kontext natürlich eine gewisse Distanz schafft. Das Ganze hat dann wenig mit einem selbst zu tun, bleibt irgendwie abstrakt. Ausserdem bewegt sich nichts mehr. Dieser Künstler zeigt uns tote Materie. Das, was im lebenden Menschen drin ist, das ist etwas anderes.

**MANCHE WOLLEN VIELLEICHT AUCH EINFACH NICHT WISSEN,
WIE ES IN IHREM INNEREN AUSSIEHT, WEIL
SIE NICHTS SCHÖNES ERWARTEN. VIELE «GRUUSEN» SICH
DOCH VOR IHREN INNERELEN...**

Aber das ist eine Frage des ersten Mals. Wenn Sie heute zum allerersten Mal einen Fuss sähen, dann würden sie auch nicht sagen: Oh, das ist aber etwas schampar Schönes. Geschweige denn ein Ohr oder eine Nase. Aber irgendwann hat man tausende Füsse, tausend Ohren und tausend Nasen gesehen und man beginnt, zwischen schönen und weniger schönen Exemplaren zu unterscheiden. Das ist Gewohnheitssache. Wenn man so viele Gedärme gesehen hat wie ich, dann erkennt man einfach, dass die wunderbar sein können. Oder nehmen wir einen Eileiter. Der spielt so mit seinen «Fränseln», das ist verrückt schön. Wie eine Unterwasserwelt.

**SIE HABEN JA NICHT NUR OPERIERT, UM IN DEN MENSCHEN
REINZUSCHAUEN, IHRE EINGRIFFE HATTEN EINEN
GRUND UND ZWECK.**

Ja, das hatten sie. Ich habe beispielsweise viele Kaiserschnitte gemacht und bei denen hat man gar nicht die Zeit, um zu schauen und zu staunen. Die Gebärmutter ist aber auch nicht unbedingt der ästhetischste Teil, da sieht man eigentlich nur ein grosses, braunes Stück Muskel. Als Ärztin interessiert dich in so einem Moment jedenfalls weniger der Anblick, als vielmehr die Stärke der Blutung und das Kind, das da raus muss.

**SIE WAREN BEI ABERTAUSENDEN GEBURTEN DABEI. WAS IST
DAS FÜR EIN MOMENT, DIESES «ZUR WELT KOMMEN»?**

Kommt darauf an, für wen. Wie die Geburt für das Kind ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Für die Mutter ist sie etwas Grossartiges. Das ist der Moment, auf den sie mit den Wehen so lange hingearbeitet hat. Wehen sind nicht ohne, die können eine Frau an den Rand der Erschöpfung bringen. Und dann sind diese Schmerzen plötzlich vorbei und das Kind ist da, schreit sich ins Dasein. Dieses Wesen, das man so lange nur auf 2- oder 3-D-Ultraschall sah, hat plötzlich ein Gesicht, ist eine Person. Man kann es anfassen. Das ist ein extremer Moment.

GIBT ES EIGENTLICH AUCH UNSYMPATHISCHE BABYS?

(lacht laut) Es gibt verschieden schöne Babys, aber das ist sehr subjektiv. Ein unsympathisches Neugeborenes ist mir noch nicht begegnet. Sie haben jedoch unterschiedliche Ausdrücke – manche schauen schon ganz erwachsen, manche gucken irgendwie grimmig. Aber ich glaube, es ist unmöglich, Antipathie gegenüber einem Neugeborenen zu empfinden.

**ETWAS ANDERES, DAS MICH INTERESSIERT:
HAUT MAN DEN NEUGEBORENE WIRKLICH AUFS FÜDLI,
DAMIT SIE ZU ATMEN BEGINNEN?**

(lacht) Nein, das tut man nicht. Aber Sie erinnern mich an etwas. Da gibt es die unglaublichesten Filmaufnahmen von früher, aus dem Kantonsspital Basel. Bei so genannten Reanimationen schwang man die Babies so durch die Luft (rudert mit einem Arm), man hatte ja keine anderen Möglichkeiten. Schrecklicher Slapstick ist das. Im ersten Moment will man lachen, wenn man so etwas sieht, aber es ist natürlich grauenhaft.

DANN DOCH LIEBER DER KLAPS AUFS FÜDLI.

Der ist nicht nötig. Die allermeisten Kinder beginnen ganz von allein damit, zu atmen. Wenn sie das nicht tun, dann reibt man sie ein bisschen, stimuliert sie.

UND SO BEGINNT DAS LEBEN.

So beginnt das Leben.

LEBEN SIE GERN?

Ich lebe sehr gern.

WISSEN SIE AUCH, WAS DAS SOLL, DIESES LEBEN?

(überlegt) Nein, eigentlich weiss ich das nicht. Aber ich glaube, es geht darum, nicht nur für sich selbst zu leben. Man sollte etwas Sinnvolles machen. Bei mir war es die Medizin. Es kann aber auch sein, dass man etwas produziert, was die Leute brauchen können, den Menschen Freude macht. Es muss ja nicht alles moralisch zweckreich sein, ich finde Mode machen genauso toll wie Olivenöl produzieren. Wichtig ist doch, dass man andere Leute involviert. Und man sollte geniessen, unbedingt geniessen, was man hat. Bei uns scheint ja alles so selbstverständlich zu sein, aber das ist es nicht. Man sollte sehen, was einem Schönes geboten wird. Ein Beispiel: Ich bin mit dem Fahrrad hierhergekommen, mit der Sonne im Gesicht und dann dieser See, das war unglaublich. →

**DAS LEBEN IST SCHÖN, ABER ES IST ENDLICH. MIT DER
GEBURT BEGINNT ZUGLEICH DAS STERBEN. SIE HABEN AUCH
MIT DEM TOD IHRE ERFAHRUNGEN GEMACHT.**

Das habe ich, sowohl im Berufsleben als auch privat. Und das sind zwei völlig unterschiedliche Erfahrungen. Aber wenn man das Sterben und den Tod privat erlebt hat, kann man auch im Beruf viel besser verstehen, was da passiert, auch mit den Angehörigen. Es ist doch so: Im Spital hat man eine Person, die stirbt, und man sieht nur einen ganz kleinen Ausschnitt dieser Person. Ihr Umfeld vergisst man. Ausser eben man ist auch selber Hinterbliebene, so wie ich. Meine Schwester ist zu Hause gestorben, mein langjähriger Lebenspartner ist zu Hause gestorben, mein bester Freund ist bei sich zu Hause gestorben, mein Vater war lange krank und starb dann im Spital. Was die Haltung angeht, so sterben die Menschen sehr unterschiedlich. Manche gehen im Einklang mit der Tatsache, dass es ein Ende nimmt, vielleicht sogar ein Ende, das viel zu früh kommt. Andere möchten unbedingt bleiben. Ich glaube, es ist einfacher zu gehen, wenn man ein intensives Leben hatte. Man sollte am Schluss sagen können: Es war doch schön.

**WAS MACHT DAS MIT EINEM, WENN MAN EINEN GELIEBTEN
MENSCHEN GEHEN LASSEN MUSS?**

(überlegt lange) Es kommt darauf an, wie viel Zeit man hat, sich darauf einzustellen. Die vier Monate bei meinem Partner waren zu kurz. Er hatte Krebs und ich bin nur gerannt in der Zeit, von Therapie zu Therapie, ich war immer beschäftigt. Die Ruhe und Möglichkeit, mich mal hinzusetzen, hatte ich nicht. Man braucht diese Ruhe aber, muss sich bewusst machen können: Jetzt ist es so. Jetzt passiert es. Tatsächlich. Der Tod gehört zum Leben, das weiss man ja eigentlich, aber um das richtig verstehen zu können, braucht es ein paar Momente mit nichts anderem als sich selbst.

**ES IST NEUN UHR MORGENS, DAS SIND SCHWERE THEMEN
FÜR DIESE TAGESZEIT.**

Schon in Ordnung.

HABEN SIE ANGST VOR DEM TOD?

Nein, ich glaube nicht. Wissen Sie, ich habe mich sehr mit dem Tod befasst und war vor ungefähr 10 Jahren überzeugt, dass ich binnen 12 Monaten sterben würde. Dieses «Wissen» bzw. das Problem war sehr dominant, aber Angst hatte ich keine. Ich fragte mich in der Zeit aber oft, was ich angesichts des bevorstehenden Todes lieber bleiben lasse, was überhaupt noch wichtig ist. Ich habe sehr bewusst gelebt – und bin trotz meiner vermeintlichen Gewissheit nicht gestorben. Aber diese Erfahrung hat mir gezeigt, dass ich keine Angst habe. Angst macht mir vielmehr die Vorstellung, eines Tages abhängig und «tatrig» zu sein. Demenz beispielsweise ist für mich ein entsetzlicher Zustand.

**ALSO IST DIE ANGST VOR DEM ALTER GRÖßER ALS
DIE VOR DEM TOD?**

Das Alter an sich würde mir nichts machen, es ist der Abbau, den ich fürchte. Aber Altern bedeutet nicht zwingend auch Abbau, jedenfalls nicht den Abbau, den ich meine. Ich hatte drei gute Freunde, eine Malerin und zwei Grafiker, die alle noch mit plus/minus neunzig grossartig im Kopf und auch körperlich einigermassen fit waren. Die funktionierten selbständig und wohnten bis zuletzt zu Hause.

WAS WAR DEREN GEHEIMNIS?

Sie führten ein interessantes Leben, nahmen an allem Teil. Sie sind wach geblieben. Mit denen hätten auch Sie sich unterhalten können und es wäre Ihnen ganz bestimmt nicht langweilig geworden. Einer war Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Luzern, der war ein unglaublicher Zuhörer, hat die treffendsten Fragen gestellt. Diese Menschen in meinem Freundeskreis waren Glücksfälle für mich, ihr Altern empfand ich als überaus würdevoll. Ob ich auch so alt werde wie die, wage ich allerdings zu bezweifeln. Ich habe eine kurze Lebenslinie.

**WELCHE LINIE IST DIE LEBENSLINIE?
ICH HABE ES VERGESSEN.**

(Sie zeigt sie mir auf meiner Hand) Die ist nicht schlecht, bei Ihnen. Aber Sie haben auch einen Bruch, hier, genau wie ich.

UND WAS MACHEN WIR MIT DIESEM BRUCH?

Keine Ahnung. Ich bin jetzt immerhin sechzig geworden und es geht mir bestens. Sie können also beruhigt sein, denke ich. Es ist noch längst nicht zu Ende.

BRIDA VON CASTELBERG, JG. 1952, HAT AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH MEDIZIN STUDIERT. DANACH BILDETE SIE SICH ZUR FACHÄRZTIN IN DEN BEREICHEN ALLGEMEINE CHIRURGIE UND FRAUENHEILKUNDE WEITER. NACH 19 JAHREN ALS LEITERIN DER FRAUENKLINIK AM TRIEMLI (SEIT 2008 TEILTE SIE SICH IHRE STELLE MIT STEPHANIE VON ORELLI), LIESSE SICH BRIDA VON CASTELBERG AUF ENDE OKTOBER 2012 FRÜHZEITIG PENSIONIEREN. VON CASTELBERG GALT ALS «AUFMÜPPIGSTE CHEFÄRZTIN» DER SCHWEIZ UND HAT IMMER WIEDER DISKUSSIONEN ENTPFACHT, WEIL SIE ES SICH NICHT NEHMEN LÄSST, FRISCH VON DER LEBER WEG ZU REDEN.

HAB
IN
MICH
REINGESCHAUT.

**ES WAR SO
DUNKEL DA.**
SO UNTER DER HAUT
HAUT SEHEN NICHT HIN.

Andrea Keller

Es gibt Milke und Köpfchen, Baby!



ANDREA KELLER
FOTOS: MIRJAM GRAF

Daniela Chemelli kocht mit Herz – oder besser: de bon coeur. Schliesslich beginnt ihre Geschichte als Köchin in einem Gasthaus in der Provence. «La Cuisine du Bonheur» nannte sie die table d'hôtes, in der sie abends ihre Gäste verwöhnte. Aufgetischt wurde jeweils ein Menü, manchmal war's ein Côte de Boeuf avec Sauce Moutarde, zum Dessert die Zitronentarte aus St. Tropez. Und immer landete auch eine Portion des namentlich versprochenen Glücks auf dem Teller, zerging ein zünftiger Schuss Endorphin auf der Zunge. Das sprach sich herum, davon erzählte man sich, hörte, ging hin. Die «Cuisine du Bonheur» war in kürzester Zeit zum Geheimtipp der Gegend geworden. Aber das ist eine andere Geschichte, une autre histoire, in der man sich schliesslich vorwärts bzw. zurück in die Schweiz blättert. In das Land also, in dem die Bernerin Daniela aufgewachsen ist, mit italienischen Wurzeln, und in ihre Wohnung in Zürich-Oerlikon, wo Daniela jetzt lebt.

— Daniela steht am Herd. Heute kocht sie mit Köpfchen, mit Kalbskopf, um genau zu sein. Ich habe sie darum gebeten. Dazu gibt es Milke. Auch die ist vom Kalb. Milke (in Deutschland Brie genannt) sieht aus wie Hirn, ist aber eigentlich eine Drüse, die hilft, die Muttermilch zu verdauen. Ein Teil des Immunsystems. Ich schaue und staune. Dieses Weissrosa. Diese feucht schimmernde Oberfläche... Später werde ich auf Wikipedia nachlesen, dass sich das Organ mit dem Eintritt der Geschlechtsreife zurückbildet. Soweit, so unschuldig also. Milke soll ausserdem leicht verdaulich, nährstoffreich, gesund sein. Mit Vitamin C und so. Ein bisschen mulmig wird mir trotzdem, als Daniela den Teller mit dem rohen Fleisch unter meiner Nase wegzieht und mit der Zubereitung beginnt. Sie schneidet und paniert die guten Stücke mit Parmesan. Auf dem Herd hinter ihr brodeln der zerstückelte Kopf im Topf. La tête me tourne, ein wenig. Je me casse la tête... Denn:

— Mit dem Fleischessen ist das bei mir so eine Sache. Grundsätzliche kuschle ich Tiere lieber, als dass ich sie kau. Das liegt wohl an den Kaninchen, die meine Grossmutter hatte: Wuschi, Braunohr, Flippi oder wie ich sie vielleicht nannte. Die Namen der Tiere habe ich weitgehend verdrängt. Aber es waren Schweizer Socken, schöne Exemplare! Gross, um die sechs Kilo und vorzüglich im Geschmack. Das war auch der Grund, warum meine Grossmutter sie züchtete: Irgendwann landeten die Hopper nämlich allesamt auf dem Teller, zusammen mit dem «Hördöpfelstock» und den Dörrbohnen, mit dem frischen Salat. Auch jene herzigen Exemplare, die wir wochenlang von Hand aufgezogen hatten, mit der Pipette und warmer Milch, weil ihre Mutter kurz nach der Geburt verstarb. Dazu gab es dann eine feine Sauce mit reichlich Rahm. Nun ist das so eine Sache, wenn man sechs oder sieben oder acht ist und plötzlich aufgetischt bekommt, was eben noch Freund war und quicklebendig. Das verdirbt einem den Appetit. Also meinem Bruder nicht, aber mir. Ich begann irgendwann, so mit neun, mich dem Menü zu verweigern, schöpfte nur noch Hördöpfelstock, machte trotzig mein Saucen-Seeli, in dem Karotten-, aber ja keine Kaninchenstücke schwimmen durften. Dabei wäre Fleischessen kaum je so legitim gewesen, wie in diesen Fällen. Ich wusste immerhin, dass es den Tieren grundsätzlich gut ergangen war. Leiden mussten sie nur, wenn ich sie an freien Nachmittagen in meinen Puppenwagen packte und stundenlang streichelte. Kinder können mit ihrer Liebe echt masslos und grausam sein. Erwachsene erst recht. Aber auch das ist eine andere Geschichte, l'histoire de l'amour et de la folie, de la torture.



— Daniela erhitzt die Butter. Es zischt in der Pfanne. Sie braten sich golden, diese Innereien, und die Köchin widmet sich den Beilagen. Zu den Milken hat sie sich Edelpilze, Tomaten, Peterli, Kapern überlegt – zu den Kalbskopfstücken gibt's kleine Kartoffeln, eine Radieschen-Vinaigrette. Daniela hackt Peterli und Schnittlauch. Als Zwischenverpflegung serviert sie mir was für die Ohren: Reis-Poesie von Helge Schneider. Der Songtext: «Wildes Mädchen, schüttel dein Haar für mich. (...) Ich koch, ich koch, ich koch für dich...» – und zwar: «Baby, Baby, es gibt Reis.» Ich muss lachen. «Reis! Es gibt Reis!» Mit Reis will er sich die Nachbarin fangen, der Helge, ein wildes Mädchen, das er sich zahm kocht, das ihm anschliessend die Wohnung putzt, bis ans Ende ihrer Tage. Ja, schon so: Liebe geht durch den Magen, Baby, Baby. Aber was bleibt davon übrig, frag ich mich, von dieser Liebe, wenn sie durch den Magen durch ist? Das fragt sich übrigens auch der Arzt und Komiker Eckart von Hirschhausen in seinem gleichnamigen Buch («Wohin geht die Liebe, wenn sie durch den Magen durch ist»). Jedenfalls: Wir spielen das Lied ein zweites Mal ab. Zuhause werde ich es auf YouTube suchen und mir noch ein paar weitere Male anhören. Ich werde jedes Mal lachen. Weil: Manchmal bin ich ein einfaches Gemüt. Das ist aber im Übrigen gar nicht mal so leicht, wie es klingt. Manchmal ist es ganz furchtbar schwierig, ein einfaches Gemüt zu sein.

— *Lachen, Lieben, Leiden, Leben halt, verrückte Tortur. Und dann der Tod, das Ende, bei manchen Tieren die Metamorphose zum Menü. Mit dem Fleischessen ist das bei mir so eine Sache, wie gesagt. Ans Tier werde ich beim Fleischessen nicht wirklich gern erinnert. Aber wie feige ist es, die Vorgeschichte eines Bratens, eines Schnittzels, einer Wurst zu verdrängen und sich vorzustellen, Fleisch wäre bereits sorgsam in Zellophan gepackt zur Welt gekommen, die Viecher hätten nie selber geatmet und gekaut. Trotzdem! Karotten ja, Kaninchen nein – so lautete einst meine Devise. An sie hielt ich mich meistens, jahrelang. Als Teenager gab es dann gar eine Zeit, in der ich mich weigerte, auch nur einen Fuss in eine Metzgerei zu setzen. Und als mich mein Ex-Freund an den Zürichsee zum Fischen mitnahm, wollte ich partout nicht die Angel halten, aus lauter Angst, es könnte tatsächlich was anbeißen. Eben feige, genau. Zumal ich Fisch nämlich schon esse, sogar Fischstäbli, Fischstäbli sogar richtig gern. Und Poulet. Und Spaghetti Bolognese. Und vieles mehr. Konsequenz ist nun mal keine Stärke von mir. Der Mensch ist doch von Grund auf voller Widersprüche.*



— Daniela serviert das Essen. Da hätten wir einmal «Kalbskopf mit Kartoffelchen und Radiesli-Vinaigrette» und einmal «Kalbsmilken in Parmesan, gebraten auf Cherrytomaten und Kapern». Voilà. Wunderschön angerichtet. Der Wahnsinn. Ein Wahnsinn, den man kaum mehr auf einer Speisekarte findet. In Restaurants werden Innereien nur noch höchst selten aufgetischt. Die meisten Leute wollen das nicht auf dem Teller und schon gar nicht in Mund und Magen haben. Allein die Vorstellung! Zudem wurden Milken, Lebern, Nieren, Kutteln und Konsorten irgendwann zum «Arme Leute-Essen» degradiert. Kein Wunder, ist Queen Elizabeth II «not amused», munkelt man im dunklen Boulevard-Blätterwald, wenn ihr die Köche Innereien zum Znacht servieren. Fremde Zungen auf der Zunge oder gar ein Schafshirn? Das ziemt sich nicht (mehr) für eine Königin. Bringt ihr blaues Blut zum Kochen.

— I beg your pardon: Wenn Tiere geschlachtet werden, sind die Innereien eben auch da. Und wo führt das hin, wenn immer mehr Menschen immer weniger Teile von Tieren essen? Zudem gelten viele Stücke, die hierzulande oft und wortwörtlich für die Katz sind, in den meisten anderen Kulturen als Delikatessen. Das alles halte ich mir also vor Augen, wiederhole es gedanklich als Mantra («Wo führt das hin, wo führt das hin, ja, wo führt das hin...?»), während ich ein erstes Stück Milke aufgabe. Ich führe es zum Mund. Öffne den. Jetzt kauen. Die Konsistenz: fest-zart. Kauen. Eine leichte Süsse. Kauen. Kauen. Kartoffeln. Kauen. Schlucken. Dann spieß ich mir ein Stück Kalbskopf auf. Das Prozedere wiederholt sich. Wo führt das hin, wo führt das hin? Wo, frag ich Sie, führt das denn hin, wenn immer mehr Menschen immer weniger Teile von Tieren essen?

— Zugegeben: Mein neues Lieblingsessen werden solche Innereien wohl nicht – kein Menü mit Fleisch wird das je werden. Aber ich schmecke, dass in diesem Kalbskopf und der Milke richtig viel Herz mit drin ist. Ich schmecke, dass es schmecken kann. Ich schmecke, dass es schmeckt.

WENN SCHON, DANN AUCH.

~

AVEC QUELQUES PRISES DE BON COEUR.

~

Danke, Daniela.

Du hast ganz wunderbar gekocht.

◀ ▶







3 Fragen an Andrea Jerger, gelernte Metzgerin. Twestert als «MadMetzgerin» über den Detailhandel und Politik

Nachgefragt von Andrea Keller

»

WER IHNEN AUF
TWITTER FOLGT,
WEISS: SIE SIND
GELERNT METZGERIN
UND STOLZ DARAUF.
WAS STECKT HINTER
DIESER BETONUNG?

✂

Ich twittere sehr oft über Fleisch – und wenn man das macht, wird man sofort mit Hardcore-Veganern konfrontiert, die in seitenlangen Nachrichten fordern, dass selbst Katzen kein Fleisch mehr essen sollten, geschweige denn Menschen. Seit ich betone, dass ich nicht nur gelernte Metzgerin, sondern auch noch stolz darauf bin, werde ich interessanterweise weniger oft «attaktiert». Es ist eben schon so: Dieser Beruf bietet viel Angriffsfläche, aber es ist eine schöne Tätigkeit. Fleisch ist etwas Faszinierendes, die Arbeit mit Fleisch ist etwas Faszinierendes, und die Vorstellung von blutrünstigen Metzgern, die Tiere nicht schätzen und gerne töten, ist absolut verdrückt. Ich liebe Tiere. Meine Ausbildung zur Metzgerin hat meine Wertschätzung Tieren gegenüber nur gesteigert. Wer mit Fleisch arbeitet, versteht auch genau, wie wichtig gute Tierhaltung ist, wie wichtig es ausserdem ist, ein Tier nicht gehetzt oder gequält aus dem Leben zu reissen. Die Art und Weise, wie ein Tier gelebt hat und gestorben ist, ist dem Fleisch abzulesen, hat einen Einfluss auf dessen Qualität.

WENN MAN
DEN GANZEN
BERUFSALLTAG ÜBER
FLEISCH VOR AUGEN
UND IN HÄNDEN HAT,
VERÄNDERT DAS DANN
DIE WAHRNEHMUNG
DES MENSCHLICHEN
KÖRPERS, DES
EIGENEN FLEISCHES?

✂

Ich habe nie auf das Fleisch meiner Mitmenschen geschaut und dabei an meine Arbeit gedacht, an die Würste, die ich gemacht habe, an das Schnitzel in der Theke. Aber mein Berufsalltag hat natürlich beeinflusst, wie ich Tiere sehe. Speziell während meiner Lehrzeit ist es passiert, dass ich eine Kuh auf einer Weide betrachtete und dabei die Fleischstücke vor mir sah, die ich bei meiner Arbeit in der Metzgerei verkaufte. Manchmal hatte ich auch das Bild vor Augen, wie so eine Kuh aufgehängt vor mir baumelt. Das passiert natürlich, darauf wurden wir schon während unserer ersten Unterrichtslektion in der Ausbildung vorbereitet. Vielleicht ist das mit einem Automechaniker zu vergleichen, der einen Ferrari vor Augen hat und in seiner Vorstellung schon den Motor ausbaut. Aber was den Menschen und unser Fleisch angeht, so kann ich höchstens sagen, dass sich durch meine Metzgerkenntnisse natürlich das Bewusstsein für die Körperlichkeit an sich, also auch für die Funktionsweise unseres eigenen Körpers, verändert hat. Ich weiss genau, was in einer Milz oder in einer Leber passiert, verstehe den Blutkreislauf, den Unterschied zwischen Venen und Arterien. Das ist nichts Abstraktes mehr, der Körper ist für mich anschaulich und fassbar geworden.

ZUM THEMA
'INNEREIN': DIE ISST
HEUTZUTAGE FAST
KEINER MEHR. WO
FÜHRT DAS IHRER
MEINUNG NACH HIN,
WENN VIELEN NUR
NOCH DAS FILET GUT
GENUG IST?

✂

Da muss ich etwas ausholen: Während meiner Lehrzeit haben wir alle Innereien durchprobiert, auch das Hirn. Wir hatten gar keine Wahl, der Ausbilder forderte damals: «Ihr esst das. Ihr müsst wissen, wie es schmeckt. Und wenn ihr im Anschluss kotzen müsst, probiert!» Das war Klartext. Übergeben hat sich nie jemand. Wenn Innereien zusammen mit einer feinen Rahmsauce aufgetischt werden, merken viele gar nicht mehr, was sie da essen. Es ist nicht der eigentliche Geschmack, es ist vielmehr die Vorstellung, die den meisten Mühe macht. Und wenn man die Wahl hat, entscheidet man sich halt gegen die Kutteln und für das Filet. Verständlich. Aber da eine jede Kuh nur zwei Filets liefert, sind wir gezwungen, gute Stücke zusätzlich zu importieren. Das, was wir hier nicht auf dem Teller haben wollen, wird wiederum weggeschmissen oder exportiert. Der Export ist auch gesetzlich programmiert. Es gibt ein rechtliches Relikt aus den Zeiten des Zweiten Weltkrieges: Wenn wir ein Kilo Fleisch in die Schweiz importieren, dann müssen wir auch mindestens 500 Gramm ins Ausland exportieren. Entsprechend werden Filets eingekauft, Innereien und Hühnerfüsse nach China oder sonst wohin verschifft und verfliegen. Wo das hinführt, weiss ich nicht. Aber ich wünschte mir schon, die Leute hätten wieder mehr Lust, sich auch weniger exquisites Fleisch genüsslich auf der Zunge zergehen zu lassen.

ANSTAND OFF.

Haben Sie schon mal einen Engel gesehen, der eine Taube getreten hat? Ich auch nicht. Aber ich kenne Laura, die sieht aus wie ein Engel und hat das teuflische Bedürfnis, ins gurrende Gefieder zu «ginggen». Und ich kenne Thomas, der manchmal im Theater oder im Kino oder im Konzertsaal sitzt und in Momenten absoluter Stille den inneren Chasperli runterschluckt. Diesen Chasperli eben, der ihm die Gurgel rauf will und dann auf der Zunge hocken und laut «Tra tra trallalla!» rausträllern. Und ich kenne meine Wenigkeit, wenigstens ein wenig, und ich weiss, dass ich schon im Tram gegessen bin und gegen etwas Wundersames anzukämpfen hatte. Es war der Wunsch, dem Grösi im Einzelsitz vor mir sanft den graumelierten Hinterkopf zu kraulen, auf ihrer Dauerwelle zu reiten, rasant, auch rhythmisch. Ich stellte mir das irgendwie befriedigend vor, so ein regelwidriger Ritt im öffentlichen Verkehr. Das muss doch wahres Surfen, muss doch wirkliche Freiheit sein. Aber so etwas macht man natürlich nicht, nein, «Solche Dinge gehören sich einfach nicht!», hört man die geliebten Eltern sagen und die Gesellschaft und das eigene Gewissen, das von den Eltern geformt und genormt wurde und von der Gesellschaft und das jetzt so reinpasst in alles, derart angepasst wie man ist. Ja, reinpassen, das tun wir, **wir angepassten Reinpasser passen wie angegossen**. Und in jenen Momenten, in denen man Vogeltiere kicken, andächtiges Schweigen mit «Potz Holzpöfel und Zipfelchappä»-Gepoltere brechen oder einer frisch frisierten Grossmutter an die Haare will, in solchen Momenten sieht man doch einen Zeigefinger vor sich. Sehen Sie den auch? Der tut so ein «Nein-nein!» Zeigfingern, so ein «Mei mei!» und «Lass das gefällst, also bitte, untersteh dich!» Und diesen Zeigefinger würde man dann gerne lutschen oder wenigstens mit Konfitüre bestrei-

chen oder auch einfach ignorieren. Aber für all das, seien wir ehrlich, steckt dieser Zeigefinger schon viel zu tief in uns drin. Der ist nämlich nicht wirklich vor uns, der hat sich uns längst ins Gehirn gebohrt und betätigt da die Hebel: Anstand on. Austicken off. So geht und gehört sich das. Man wäre ja verrückt, würde man beispielsweise während einer Vorlesung an der Uni plötzlich aufstehen und nach vorne gehen, **den Hellraumprojektor neben dem Dozenten anschalten und irgendwelche Grimassen auf die Folie zeichnen**. «Aber eine, die hat das im Fall tatsächlich getan», erzählte mir Mina kürzlich bei einem Kaffee. Und wenn Mina das sagt, dann muss das so gewesen sein, denn Mina lügt nicht, weil man nicht lügen soll. Man soll doch die Wahrheit sagen und nichts als die Wahrheit. Das soll man. «Jedenfalls», so Mina, «war das eine Frau über sechzig, die ist sowieso schon aufgefallen. Ich meine, das war garantiert keine Kommilitonin.» Ganz offensichtlich hatte sich eine runzlige Revoluzzerin in die glattgestrichenen Reihen der Studierenden geschmuggelt. Und diese Revoluzzerin sei dann irgendwann einfach aufgestanden und nach vorne gegangen. «Die hat den Hellraumprojektor eingeschaltet und gezeichnet. Schon krass, nicht?! Irgendwie geil.» Natürlich sei sie nicht weit gekommen mit ihren Strichen und Smilies und Sonnen. Der Dozent habe sich rasch um sie gekümmert, die Dame freundlich (man hat ja Anstand!) des Saales verwiesen. Aber recht hat sie, die Mina: Irgendwie ist das schon geil! Und ich frage mich, wo bei der Zeichenkünstlerin wohl der Zeigefinger gesteckt hat, in dem Moment. Ganz offensichtlich hat er sich hinterrücks mit dem Stinkefinger verbündet und eins auf «Victory» gemacht. Man muss wahrscheinlich wirklich durchgeknallt sein, um hin und wieder gegen die eigene gute Erziehung zu gewinnen.



Andrea Keller



Zugegeben: Hätte Scheherazade in *«1001 Nacht»* nicht laut Geschichten erzählt, sondern leise Tagebuch geschrieben, man hätte der Tochter des Wesirs schon am ersten Morgen den schönen Schädel abgeschlagen. Aber das war *«einst, vor schier undenkbar langer Zeit»*. Und sollten Sie nicht ebenfalls gezwungen sein, sich in einem alten, persischen Märchen um Kopf und Kragen zu reden, so rettet vielleicht gerade das Tagebuchschreiben Ihr Leben. Selbst dann, wenn Sie glauben, letzteres sei überhaupt nicht bedroht, weil das Herz doch tapfer klopft, weil Ihnen keiner mit der Sense, der Feuerwaffe, dem Henkerbeil im Nacken sitzt. Aber: Man kann auch durchgängig atmend ein Leben verlieren, kann mit einem verlorenen Leben zweifelsohne weiterexistieren, so als ob es nie mehr gegeben hätte, als das, was man war, ist und sein wird. Tagebuchschreiben kann Ihr Leben retten, ein Leben, das möglicherweise Ihres ist, wenn Sie es denn haben wollen.

WOLLEN SIE? DANN LASSEN SIE UNS ANFANGEN.

Beginnen wir bei der Frage, was das überhaupt ist, ein *«Tagebuch»*, für was es steht. Denn vielleicht glaubten Sie ja bislang, Tagebücher seien egozentrische Exkremente pubertierender Mädchen, die erste Risse einer rosaroten Welt aufs Papier kritzeln, eine getrocknete Blume zwischen die Seiten legen – oder eine Fotografie des geliebten Mitschülers, der so sanft schaut und so grob ablehnt. Diese Tagebücher gibt es; und sie sind nicht halbwegs so lächerlich, wie es einem im ersten Moment vorkommen mag. Ausserdem existieren unzählige weitere, andere Ideen und Umsetzungen von dem, was wir ein Tagebuch nennen. Also starten wir bei einer Auswahl von Synonymen, auf die ich bei meiner Recherche gestossen bin. Da ist die Rede vom Tagebuch als...

*«Abbild des Lebens» oder «Abort der Literatur»,
«Brutkasten von Handlungsabläufen» bis hin zu
«Papierenes Labor» oder
«Spucknapf meiner Stimmungen und Verstimmungen»,
«Tempel der Innerlichkeit»,
«Werkstattbericht des Lebens»,
«Zuchtrute».*

All diese Übernamen haben ihre Berechtigung. Ich möchte mich fortan jedoch auf die Idee des Tagebuchs als *«Seelendoktor-Stübchen des Selbst»* beziehen – oder *«Reich der Regeneration»*, um dem therapeutischen Aspekt des Schreibakts Rechnung zu tragen. Womit wir auch wieder bei den rissigen Welten wären, rissigen Welten aber, die keinesfalls nur von pubertierenden Mädchen bewohnt, beseelt, beschrieben werden. Der Schweizer Dichter und Schriftsteller Gottfried Keller war gar überzeugt, dass gerade Männer Tagebücher führen sollten, dass ein Mann

ohne Tagebuch wie ein Weib ohne Spiegel sei: sich seiner Selbst zu wenig bewusst. Emanzipatorisch könnte man sich über einen derartigen Ausspruch echauffieren, natürlich. Aber aufs Tagebuch bezogen geht es darum, dass das Ganze einerseits mit der regelmässigen, prozesshaften Dokumentation der eigenen Person, des eigenen Lebens zu tun hat, andererseits aber eben auch mit Selbsterkenntnis. Gerade in jenen Momenten, in denen man mit der eigenen Identität und dem Schicksal hadert, hilft die stille Betrachtung einer aufgeregten Existenz.

Vom Hadern mit dem Schicksal, diesem atemlosen Leben auf Abwegen, wusste auch Goethe die eine oder andere Geschichte zu erzählen. Der Grossmeister führte selber ein Tagebuch; seine berühmte Figur des leidenden, jungen Werthers hingegen verfasste vorwiegend tagebuchartige Briefe, bringt darin Pein und Dasein aufs Papier. Am Ende des Literaturklassikers reicht der Stift leider nicht mehr. Werther leiht sich zwei Pistolen aus, erschiesset sich selber. Es wäre aber auch vermessen, zu behaupten, dass sich ein jedes Leben mit Schreiben retten lässt. Manchmal trifft die Kugel trotzdem. In den Kopf. Ins Herz. Ende. Aus ist es aber erst dann, wenn alles fertig ist. Und in der Zwischenzeit sind wir mit Shakespeare gut beraten. Der nämlich hat schon vor Goethe appelliert:

**«GIVE SORROW WORDS.»
GEBEN SIE DEM LEIDEN WORTE.**

Warum sollte das denn nützen, den eigenen, persönlichen Schmerz in einem Tagebuch festzuhalten, wo er, in Worten manifestiert, ewiglich weiter existiert, wenn Vergessen doch viel schöner wäre? Vielleicht, weil Vergessen nicht immer möglich ist. Weil Vergessen keinesfalls mit Verdrängung verwechselt werden darf. Wer sich mit den Wunden konfrontiert, die einem das Leben zufügt (und das Leben verwundet von Grund auf), hat eine Chance, diese auch zu heilen. Nicht ganz von selbst und wie von Zauberhand, sondern gerade weil man die eitrigen Weh-Wehs aufschneidet, dieses stinkende Exsudat ausfliessen lässt, diese absonderlichen Absonderungen. So jedenfalls beschreibt die amerikanische Schriftstellerin Louise DeSalvo den Effekt, den sie jeweils bei sich erreicht, in ihrem *«Writing as a Way of Healing»* (Schreiben als einen Weg der Heilung). Sie bezieht sich dabei nicht ausschliesslich auf das private Schreiben von Tagebüchern, sondern behandelt auch Beispiele der Literatur. Denn wenn Sie mit Disziplin und grossem Talent gesegnet sind, können Sie Ihren Schmerz natürlich auch in bejubelten Bestsellern verarbeiten.

Die britische Autorin und Verlegerin Virginia Woolf nannte die schriftliche Erkundung schwieriger Gefühle ihren *«looking-glass shame»* (Scham-Spiegel). Woolfs Essay *«A Sketch of the Past»* handelt beispielsweise von einem sexuellen Übergriff ihres Halbbruders, den sie als Sechs- oder Siebenjährige erlebt hatte. Dabei war sie Opfer und

Beobachterin zugleich, kam nämlich nicht umhin, sich bei der Belästigung selbst in einem Spiegel zu betrachten. Erst durch die Arbeit an *«A Sketch of the Past»* schaffte es Virginia, das traumatische Erlebnis zu verarbeiten, das ihr jahrelang aus einem jedem Spiegelbild als Erinnerung entgegen schimmerte. Mit dem Roman *«Jacob's Room»* (Jacobs Zimmer) nahm sie ausserdem Abschied von ihrem viel zu früh verstorbenen Bruder Thoby, behandelte die Leere und Unfassbarkeit der Existenz. Virginia Woolf schrieb instinktiv um ihr Leben, indem sie über ihr Leben schrieb, mit all den Höhen und Tiefen. Schliesslich wählte aber auch sie den Freitod. Nachdem Woolf die Arbeit an ihrem letzten Buch abgeschlossen hatte, fiel sie in eine tiefe Depression. Das war nicht das erste Mal. Das erste und zugleich letzte Mal aber war: Sie packte einen grossen Stein in ihren Mantel und sprang in den Fluss Ouse. Ihre Leiche wurde erst nach drei Wochen gefunden.

Nicht ihr Schreiben hat Virginia Woolf in den Tod getrieben, aber ihr Schreiben hat den Tod auch nicht verhindert. Der Tod lässt sich nicht verhindern. Er hat in jedem Leben das letzte Wort. Aber womöglich und wahrscheinlich hätte Virginia viel früher aufgegeben, hätte sie vor diesem letzten Wort nicht auch selber derart viele Wörter gehabt, hätte sie nicht so viel Schmerz aus sich rausgeschrieben. Irgendwann war trotzdem Schluss. Ende. Aus ist es aber eben wirklich erst dann, wenn alles fertig ist. Und in der Zwischenzeit sind wir mit James W. Pennebaker gut beraten, einem amerikanischen Professor der Psychologie, der mittels Studien nachweisen konnte, dass Schreiben tatsächlich heilen kann – und zwar den Geist und den Körper.

Pennebaker ist überzeugt: *«Schreiben kann Ihnen helfen, (...) Konflikte, Stresssituationen oder schmerzlichen Erlebnisse zu verarbeiten und dadurch letztlich zu überwinden.»* So steht es im Vorwort zu *«Opening Up»* (Heilung durch Schreiben), seinem Arbeitsbuch zur Selbsthilfe. Dabei macht er klar, dass es beim therapeutischen Schreiben auch auf das *«Wie»* ankommt, es nämlich wichtig sei, dass man nicht nur die negativen Erlebnisse an sich in Worte fasst, sondern diese auch gleich mit den dabei erlebten Gefühlen koppelt und den Gefühlen, die man heute damit verbindet. Der Professor hat herausgefunden, welcher kleiner Aufwand schon eine grosse Wirkung zeigt: Schreiben Sie an vier aufeinanderfolgenden Tagen jeweils fünfzehn Minuten über schmerzhafteste Erfahrungen, die damit verbundenen, erlebten Gefühle und Ihre heutige Sichtweise. Bereits diese Stunde in Stücken wirkt sich positiv auf Ihr Immunsystem aus. Pennebakers Probanden jedenfalls wiesen eine Verbesserung der Herzaktivität auf, des Gefässsystems und sogar des biochemischen Arbeitens des Hirns und Nervensystems. Die Studenten, die an dem Experiment teilnahmen und dieses weiterführten, schrieben alsbald bessere Noten, hatten mehr Erfolg, auch ausserhalb der Schule. Das Schreiben hat ihr Dasein verbessert und damit ein Leben gerettet, das als Möglichkeit der jeweiligen Existenz an und in sich angelegt war.

NEHMEN SIE SICH ZEIT FÜRS SCHREIBEN. DAS SOLLTEN SIE SICH WERT SEIN.

Vielleicht finden Sie das alles gut und recht, erleben sich aber als vielbeschäftigten Menschen, der sich selten beim Däumchendreien erwisch. Vielleicht glauben Sie entsprechend, dass diese regelmässige Beschäftigung mit dem eigenen Ich in Ihr Leben nicht reinpasst, neben all dem anderen, das da fordert, verlangt und erledigt sein will. Sicher ist: Die Zeit, zu schreiben, wird nicht auf Sie zukommen, Ihnen auf die Schulter klopfen und sagen: «Jetzt bin ich hier, jetzt kannst du schreiben.» Wer aber das Schreiben als etwas so Elementares fürs eigene Wohlbefinden entdeckt und betrachtet, wie es die Luft zum Atmen ist, das gesunde Essen, pures Wasser, der wird sich die Zeit nehmen für diese «soul-satisfying practice» (seelenbefriedigende Praxis), wie Louise DeSalvo es nennt. Die Schriftstellerin zerschlägt in Ihrem Buch *«Writing as a Way of Healing»* die vermeintliche Zeitknappheit mit Beispielen von Autorinnen und Autoren, die in den unmöglichsten Situationen geschrieben haben. So soll die amerikanische Dichterin Elizabeth Bishop ein Gedicht über das Atmen verfasst haben, während sie einen Asthma-Anfall erlitt. Die chilenisch-US-amerikanische Schriftstellerin Isabelle Allende pflegte in ihrem Auto zu schreiben, während sie im Stau steckte. Marcel Proust, der die literarische Moderne ins Tageslicht rückte, schrieb mitten in der Nacht – und Toni Morrison, eine der bedeutendsten Vertreterinnen der afroamerikanischen Literatur, hörte auch dann nicht auf zu schreiben, als sich ihr Sohn einmal direkt aufs Papier übergab. Morrison schrieb um sein Erbrochenes herum, ganz einfach. Weil sie es wichtig fand, den Gedanken in genau diesem Moment festzuhalten. Weil sie befürchtete, er wäre sonst weg und würde nicht wiederkommen. Gleich im Anschluss hat sie sich um den kleinen Patienten gekümmert, aber eben erst im Anschluss. Toni Morrison war eine gute Mutter, eine alleinerziehende Mutter auch, die 1993 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Das mag nicht Ihr Ziel sein, natürlich. Aber gerade, wenn Sie nur für sich selber schreiben, ganz ohne Publikationszwang, ganz ohne Deadline, hilft es, sich vor Augen zu halten, dass Schreiben grundsätzlich immer möglich ist. Jedenfalls fast immer.

SCHREIBEN SIE. HINTERHER SIND SIE SCHLAUER.

Halten Sie sich und Ihre Gedanken fest. Es lohnt sich. Denn Schreiben ist auch als Arbeit am eigenen Denken zu verstehen, als Weiterbildung, quasi als sorgsamer, schriftlicher Schliff am Selbst. Dabei schert sich das Schreiben wenig um den Bildungsstand desjenigen, der es ausübt. Letzteres hat Professor Pennebaker ebenfalls nachgewiesen. Dass Schreiben heilen kann, gilt schlicht für jedermann und nicht nur für Menschen, die sowieso schon Meister im Ausdruck sind und somit verhinderte oder gar verwirklichte Literaten. Womit wir auch wieder beim

Tagebuch wären, das von Haus aus keinen Anspruch an stilistische Qualität oder gar grammatikalische Richtigkeit des Geschriebenen stellt, weil Absender und Adressat grundsätzlich ein und derselbe sind. Die Entsagung vom Wunsch, dass einem auch sonst noch jemand zu einer fantastischen Formulierung und der Grossartigkeit der eigenen Person gratuliert, ermöglicht eine Aufrichtigkeit mit sich selbst, also ein *«Hosen runter lassen»*, und zwar nicht nur im schmeichelnden Kerzenlicht. Da strahlt und straft auch mal die Neonröhre. Man schreibt sich die zwiebeligen Schichten vom Leib, mit denen man sich verkleidet, hinter denen man sich versteckt. Und drunter, da ist man fühlblut und fragil. Gerade in dieser Nacktheit und Zerbrechlichkeit liegen Schönheit und Hässlichkeit, liegen Schwäche und Kraft.

In Tagebüchern findet man, was Nietzsche den ganz normalen Wahnsinn nannte: *«Eine Geschichte der Liebe, der Habsucht, des Neides, des Gewissens, der Pietät, der Grausamkeit.»* Den ganz normalen Wahnsinn nieder zu schreiben, kann wie gesagt heilsam sein, wenn man es richtig macht, ihn zu lesen, auch von anderen, eine Bereicherung. Fremde Tagebücher jedoch sind ein Tabu. Natürlich dürfen Sie die Tagebücher von Franz Kafka, Anne Frank und Max Frisch lesen, zumal die, die unter Einwilligung der Autoren publiziert worden sind. Diese Tagebücher sind als Lektüre sogar herzlich empfohlen. Aber das von Ihrem Partner oder der Tochter, das vom Nachbar oder der Mitschülerin geht Sie nichts an, selbst wenn Sie darin wiederholt das Thema sein mögen, gerade wenn Sie darin wiederholt das Thema sein mögen. Das wäre Hausfriedensbruch in deren Seele.

SCHREIBEN SIE MAL NUR FÜR SICH SELBST. LESEN SIE AUCH WAS VON ANDEREN.

Wie heisst es so schön: Keine Regel ohne Ausnahme. Im Städtchen Emmendingen in Deutschland ist diese Art von Hausfriedensbruch erlaubt. Beziehungsweise: Die Türen des *«Deutschen Tagebuch-Archivs»* im malerischen Rathaus und somit die Türen zu tausenden von privaten Tagebüchern *«normaler»* (also nicht-berühmter) Menschen stehen weit offen, grundsätzlich für jedermann. Und auch da findet man neben Tagebüchern, die *«Spucknäpfe von Stimmungen und Verstimmungen»* oder *«Werkstattberichte des Lebens»* sind, solche, die in ihrer Funktion dem *«Seelendoktor-Stübchen des Selbst»* Rechnung tragen. So ist beispielsweise von G.A. (geb. 1951), einem Heimkind der Nachkriegszeit, zu lesen, wie ihn sein Zimmergenosse mit grosser Erregung nächtlich attackiert: *«Als ich einmal zu ihm gesagt hatte, dass ich keine Schmerzen mehr verspüre, kam er zu mir und zog mich kräftig an meinen Haaren und sprach böse zu mir: 'Spürst du dich jetzt endlich, du grosses Arschloch!' Als ich dem Psychologen dies erzählte, wird mein ganzer Körper plötzlich steif und mein Mund verzieht sich zu einer grotesken Gesichtsmaske. Im selben Moment empfinde ich, als wollte meine Seele meinen Leib verlassen und mich überfällt panische Todesangst.»*

G.A. brachte seine Tagebuchaufzeichnungen von rund dreissig Lebensjahren selber ins Tagebuch-Archiv, vermerkte als Schreibmotiv den Versuch, schwere Kindheitstraumata zu verarbeiten. Mit dem Akt, sein Privatstes in die Öffentlichkeit zu heben, wolle er zudem Zeugnis abgeben und Zeugen finden. Zeugen für das, was ihm in seinem Leben widerfahren sei.

G.A. führte in seiner Autorenskizze an, dass er nicht nur geschrieben, sondern auch mehrere Aufenthalte in verschiedenen Psychiatrischen Kliniken erlebt habe, aufgrund einer schweren, lebensbedrohlichen Depressionserkrankung. Die Tagebuch-Aufzeichnungen wurden allesamt im Jahr 2012 abgegeben – es ist entsprechend zu hoffen und davon auszugehen, dass G.A. auch heute noch existiert, sich morgens irgendwo in seinem Leben Kaffee kocht, sich irgendwie durchschlägt, sich sogar amüsiert. Und doch muss auch an dieser Stelle präzisiert werden, dass Schreiben zwar Leben retten kann, es bei ernsthaften psychischen Erkrankungen jedoch keinesfalls anzuraten ist, die Hilfe nur aus sich selbst raus zu schreiben. Es gibt professionelle Hände, nach denen man greifen kann, in tiefster Verzweiflung, Verwundung, nach denen man tief greifen muss, um nicht ins Nichts zu fallen, um im Kern zu gesunden.

**UND DER EWIGE KEIM ENTFALTET
BALD ZU NEUER BLÜTE SICH.**

Kennen Sie eigentlich das Gedicht «An eine Rose» von Friedrich Hölderlin? Wenn ja und wenn nicht: Lesen Sie es bitte, jetzt. Und finden Sie mit mir eine Wende vom Sturm hin zur Hoffnung, zum Positiven, den schönen Seiten des Lebens, die nämlich bislang, wie ich gerne zugebe, viel zu kurz gekommen sind.

An eine Rose

Ewig trägt im Mutterschoße.

Süsse Königin der Flur!

Dich und mich die stille, grosse,

Allbelebende Natur:

Röschen! Unser Schmuck veraltet,

türme entblättern dich und mich.

Doch der ewige Keim entfaltet

Bald zu neuer Blüte sich.

Die wenigsten von uns leiden wie Woolf oder Werther, haben wie G.A. die eigene Kindheit in Heimen verbracht, sind an einer lebensbedrohlichen Liebe oder Depression erkrankt. Unser Dasein ist schön, sehr schön, ausserordentlich schön sogar. Manchmal. Aber wir wissen wohl alle, wie es ist, inmitten des Lebens doch plötz-

lich im Sturm zu stehen, mit der eigenen Vergänglichkeit oder Unzulänglichkeit zu kämpfen. In solchen Momenten, in denen wir auf unseren Kern bzw. Keim zurückgeworfen werden, kann es helfen, sich eine erneute Entfaltung vor Augen zu schreiben. Wenn Sie den Mut haben, in persönlichen Aufzeichnungen Windböen zu durchkämpfen, werden Sie gestärkt daraus hervorgehen. Und auf die Selbsterkenntnis folgt schließlich ihr ganz persönliche, selbstbestimmte Renaissance: eine Art Wiedergeburt. Also versuchen Sie, sich in Notsituationen nicht immer reflexartig um Kopf und Kragen zu reden, auch wenn das durchaus Sinn gemacht hat, im fabelhaften Falle Scherherazade und ihren 1001 Nächten. Aber manchmal rettet vielleicht gerade Schreiben Ihr Leben. Ein Leben, wie es als Möglichkeit Ihrer Existenz an und in sich angelegt ist.

SCHREIBEN SIE UM IHR LEBEN!

•

- 177 -

3 Fragen an Hansruedi Gehring, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Autor

Nachgefragt von Andrea Keller

>

WIE FINDET MAN SICH IN SEINER INNENWELT ZURECHT?

✂✂

Mit der Innenwelt ist es im Grunde, wie mit der Aussenwelt: Wenn ich mich darin orientieren will, zurechtkommen, dann muss ich als erstes genau hinsehen und herausfinden, was alles da ist. Ich rede hier von einem Beobachten der eigenen Gefühls- und Gedankenwelt, des Körpers. Und das ist gar nicht so leicht. Unser «Sehen» knüpfen wir in der Regel schnell an ein Urteilen, weil wir uns dadurch Orientierung versprechen. Aber: Wenn ich mich in mir selbst zurechtfinden will, muss ich auch der Beobachtung an sich Raum geben. Meinen Patienten und Patientinnen rate ich oft dazu, Tagebuch zu schreiben. Manche sind nicht leicht davon zu überzeugen, gerade Männer nicht. Aber das Schreiben und Beschreiben von Geschehnissen, eigenen Gedanken und Gefühlen kann einem wunderbar dabei helfen, in einem verworrenen Innendrin nicht verloren zu gehen.

WAS IST EIGENTLICH DAS INNERSTE DES MENSCHEN?

✂✂

Der Tod. Beziehungsweise: unser Verhältnis zum Tod. Ich glaube, wir alle sind uns unserer Endlichkeit im Kern bewusst. Das macht uns ein Stück weit eben gerade zum Menschen. Man wird geboren und lebt seinem Sterben entgegen. Oder anders gesagt: Media vita in morte sumus – Inmitten des Lebens sind wir vom Tode umfassen. Gerade in der heutigen Zeit, wo das Sterben und der Tod zum Tabuthema unserer Gesellschaft geworden sind, kann diese Tatsache natürlich ängstigen. Doch Menschen, die ihre eigene Sterblichkeit verdrängen, werden vom Körper oftmals daran erinnert: Sie haben beispielsweise Panikattacken. Sigmund Freud hat gesagt: «Die Symptome des Neurotikers machen einen Sinn.» Ich stimme dem zu. Gerade wenn man den Tod negiert, kann das die Lebensqualität beeinträchtigen.

WORAN KRANKT UNSERE GESELLSCHAFT SONST NOCH?

✂✂

An ihrer eigenen Geschwindigkeit. Wir sind mit einem derart hohen Tempo unterwegs, das kann verrückt machen. Viele Menschen sind damit überfordert – mit all den Möglichkeiten, die uns das Leben bietet, aber auch mit dem Druck, überall mitzuhalten, den Anschluss nicht zu verpassen, eben dabei zu sein. Wer so durch das Leben hetzt, findet zu selten die Zeit, in Ruhe über alles nachzudenken, auch darüber, was man eigentlich mit sich anstellen will. Mit der Geschwindigkeit zusammen hängt auch der Fokus aufs Äussere. Das, was in einem selbst und in anderen verborgen liegt, lässt sich nicht so schnell erfassen. Wenn wir uns dafür keine Zeit nehmen, verpassen wir aber ungemein viel.